

## Der 70jährige Gerhart Hauptmann

In diesem November vollendet Gerhart Hauptmann sein siebzigstes Jahr. Wie nur selten einem Dichter, ist es diesem beschieden, seinen Ruhm zu erleben.

Sein Weg war weit; und reich an Meilensteinen, die den Fortschritt bezeichneten. Wie alle Dichter, denen das Schicksal viele Jahre vorgeschrieben hat, ist er nicht als Genius vom Himmel (oder aus der Schule) gefallen. Er begann unentschlossen, unsicher, zwischen bildender und schreibender Kunst schwankend, Dilettant in beidem. Er bildete, ein Schönheitsidealist, hergebrachte Verse, wälzte ein „Promethidenlos“. Aber mit einemmal erwachte er aus der Umklammerung der Tradition, sah das Leben um sich, fühlte Mitleid mit den Armen und Ausgestoßenen und ließ sich von diesem heißen Gefühl hinreißen. Von „Sonnenaufgang“ bis zur „Dorothea Angermann“ war es, blieb es das zentrale Element seiner dramatischen Dichtung. Er hat sich nicht zu einem überraschenden Woandershin entwickelt. Er trennte sich nicht von seinen ersten geistigen Erlebnissen, und so, an dem ihm Natürlichen festhaltend, drang er immer tiefer in sein eigen Wesen. Ist das nicht Entwicklung, so bedeutet es: Entfaltung.

Entwicklung ist auch nicht die Stärke seiner Dramatik. Seine Menschen stehen von ihrem Anbeginn als vollendete Charaktere da, und jeder hat Gestalt, die Schatten wirft. Der verdrängte Bildhauer in Hauptmann meißelt mit der Feder. Hinzu kommt aber ein Gegensätzliches: die dicke Luft, die scheinbar die Umrisse der Gesichter verwischt, die aber Dunst und Dampf des Lebens ihnen beimischt, daß sie nun wahrhaft atmen können.

Sie atmen. Sie leben. Von Leben ist die Bühnen-Stube erfüllt, und die

Landschaft drückt noch die Fenster ein, und das Wetter reißt die Türen auf und stürmt ins Zimmer. Man riecht die Luft (und nie die Kulisse), man spürt die Jahreszeit; diese Menschen- und Wetterwelt hat viel Kraft und Nähe, das alles strömt, strotzt, dampft, duftet, stinkt von warmem Leben. Das alles ist zum Greifen nah, ja greift nach uns, ergreift uns. Die Menschen auf der Bühne bewegen sich nur langsam, sie tanzen nicht, sie singen nicht. Sie haben immer Alltag. Sie keuchen stückweis ihr Schicksal aus, sie haben schwer am Leben zu würgen. Daher ihr Räuspern, Ächzen, Husten, Prusten, Brummeln. Funktionsgeräusche werden so zum Ausdruck eines Fatums. Die Mühe des Lebens lastet sichtbar auf diesen Gestalten, und auch die kleinen Freuden werden schwerfällig gekostet, geschmeckt, gelebt. Diese Menschen verweilen gern, darum kommen sie auch nicht vorwärts. Sie stehen schwer in ihren Zuständen, aber sie sind zuständig: sie haben Heimat.

Der Zuschauer siehts, fühlts. Er weiß sich, im Anschauen, auf der Erde, zu Hause, hier. Und doch ist es nicht naturtreue Abbildung, die ihn anrührt, festhält, fesselt: irgendein Geheimnisvolles wirkt noch mit, versetzt die Atmosphäre mit Gewitterkeimen, will sich entladen und bleibt doch dunkel. Was ist es? Es ist das Daimonion der menschlichen Seele; es ist das dichterische Fluidum, das jeder dramaturgischen Rechnung standhält, das unbestimmbare X, das aus einem Theaterstück eine Dichtung macht.

Der große Erfolg des Hauptmannschen Werkes liegt im Echtheitswert der Atmosphäre, die es verdichtet, der Menschlichkeit, die es gestaltet. Die Aura der Menschenliebe leuchtet auf der Stirn dieses jungen Greises.

*Victor Wittner*